

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 88 (1962)

Heft: 19

Artikel: Ferdinand und die Honorare

Autor: Freuler, Kaspar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-501402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

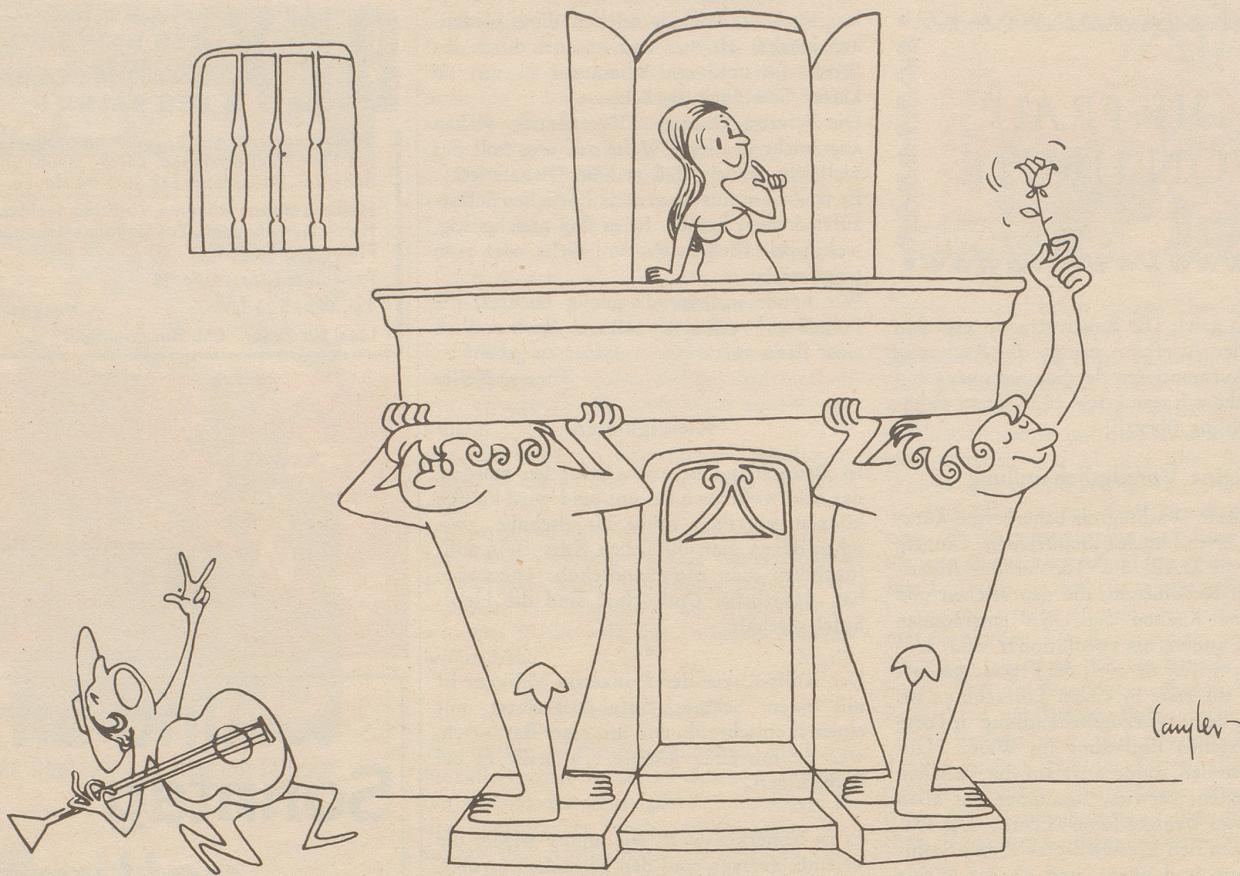
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ferdinand und die Honorare

«Sie schütteln so Sachen ja nur so aus dem Aermel!» lächelt man. Ferdinand lächelt sauersüß zurück, denn er weiß, daß dieser weitbekannte Grundsatz nicht ungern auch als Basis für Honorarberechnungen benutzt wird.

Aber bitte! Schütteln Sie einmal! Kommt etwas aus dem Aermel?

Schwerlich – bei ihm jedenfalls nicht, er kann das Experiment wiederholen, so oft er will. Vielleicht liegt's am Schneider, der falsche Aermel eingesetzt hat. Auch das andere Rezept: «Aus den Fingern saugen!» ergibt keine sichern Früchte, man kann saugen, soviel man will. Es gibt nichts anderes als sich hinsetzen, Papier und Stift zur Hand nehmen, oder die Schreibmaschine mit bittenden Augen zu betrachten. Vielleicht kommt eine Idee? Ein Satzgefüge taucht aus dem Nichts auf, die alte Maschine gerät werweiß sogar in einen bescheidenen Handgalopp und schließlich liegt etwas da, das früher reines, weißes Papier war und das

nun mit schlechtem Gewissen als Manuskript bezeichnet werden darf. Wird es gedruckt, so erwartet Ferdinand jeweils «der Mühe Preis», das beliebte sogenannte Honorar, im guten Glauben, er hätte ein gewisses Anrecht darauf.

Über dieses Kapitel seien einige Erfahrungen verraten.

Seit Jahren liefert Ferdinand zweidimal jährlich einer Zentrale je einen Kurzartikel, und seit ebenso vielen Jahren erhält er dafür daselbe Honorar. Auf Weihnachten nun begleitet er die Manuskriptsendung mit ein paar höflichen Zeilen:

«Sehr geehrter Herr Dr.! Letzthin träumte mir, ich hätte Sie im «Café Odeon» getroffen. Im Gespräch sei die Frage auf den Index geraten und ich hätte Sie gefragt, ob zwischen dem steigenden Index und der Honorar-Berechnung irgendwelche Zusammenhänge beständen. Nun ist mir leider Ihre Antwort entfallen – vielleicht erinnern Sie sich daran, denn Sie waren ja da-

bei ...» – Und siehe da! das Honorar kam mit einer merklichen Erhöhung. Seither glaubt Ferdinand an das Ägyptische Traumbuch! –

Nachdem Ferdinand ein halbes Jahr umsonst auf den Geldbriefträger gewartet hatte, erkundigte er sich höflich nach dem Stand der Dinge, einen Monat später aufs neue und so zum dritten und vierten Mal, ohne daß der Verlag einen Ton von sich gab, d. h. keinen klingenden Ton, sondern was kam, waren klagende Sätze über Fremdarbeiter, Fünftage-Woche, Personalmangel, Papierpreise, Hochkonjunktur, usw. Schließlich zog Ferdinand etwas ernsthaftere Saiten auf und erinnerte an die Institution der Betreibung. Worauf folgendes Schreiben einging:

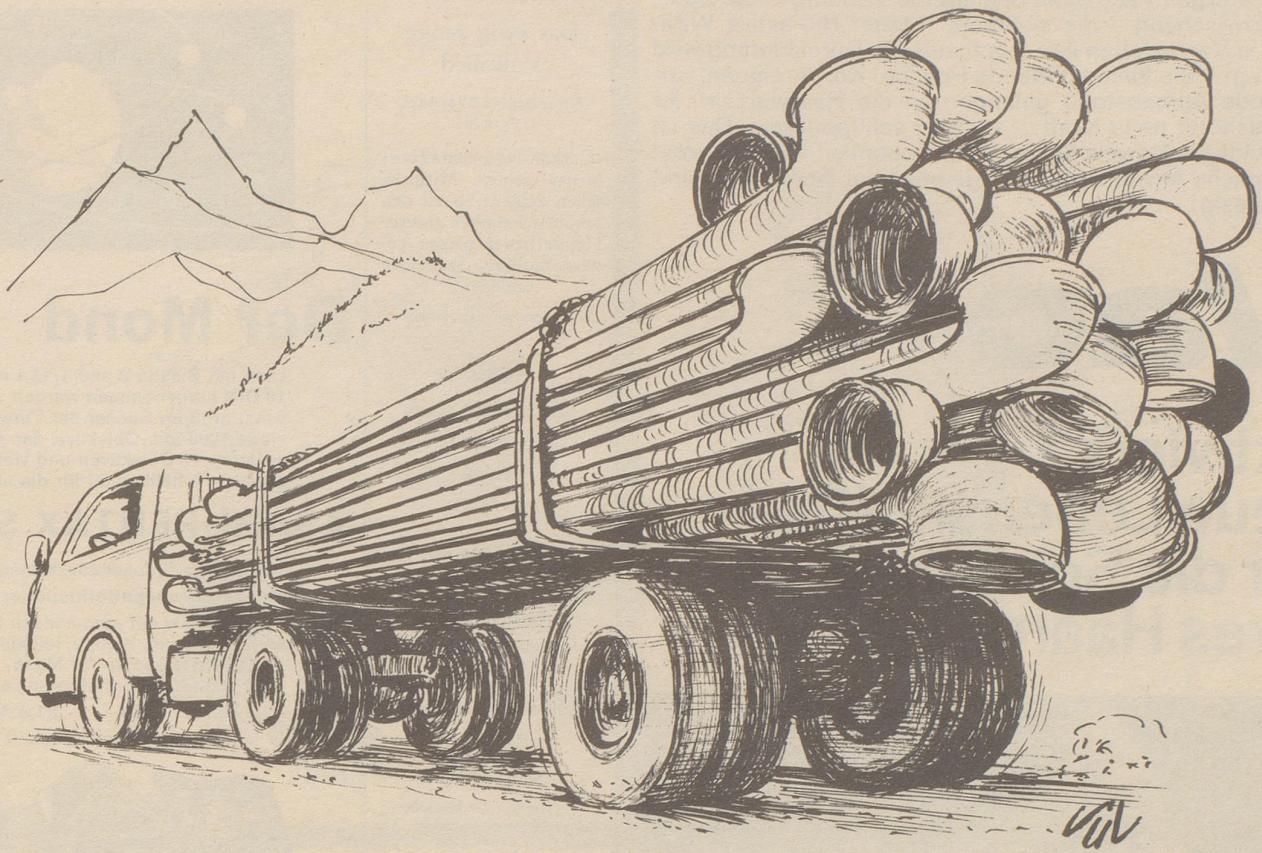
«Nachdem wir schon vor längerer Zeit und wiederholtenmaßen Ihre Honorarforderung als zurecht bestehend anerkannt haben, müssen wir zu unserm lebhaften Befremden konstatieren, daß Sie uns immer wieder mit Ihren Reklamationszuschriften bombardierten. Wir hoffen gerne, daß Sie unsere Zahlungsbereitschaft im kommenden Jahre besser zu würdigen wissen, andernfalls»

Den kürzesten Brief seiner schriftstellerischen Tätigkeit schrieb Ferdinand einem Verlag, der prinzipiell kein Musikgehör für Honorare zu haben schien und sich seit langen Monaten in Schweigen hüllte. Der Brief, am 30. Dezember geschrieben, lautete so:

«Sehr geehrter Herr! Nun? Und? Hochachtend grüßend! Fd.» Die Kürze wirkte Wunder. Drei Tage später unterschrieb er die Quittung.

*

Merkwürdigerweise scheint es Leute zu geben, die die Ueberreichung eines Honorars als peinliche Handlung betrachten. Ferdinand ward gelegentlich schon zu Vortragsabenden eingeladen, sprach zwei Stunden lang, was erwartet wurde, wischte sich schließlich um zehn Uhr nachts den Schweiß von der Stirn und sah das Publikum verschwinden. Dann kommt der peinliche Moment. Ein Vorstandsmitglied taucht auf und hustelt. Es ist der Kassier des Vereins. Das Honorar ist zum voraus abgemacht, aber er fragt doch des weiten und breiten nach dem Betrag und meint schließlich: «Hm – ja, ich werde Ihnen – ich schreibe Ihnen – Ich



Zum Trachtenfest

sende Ihnen dann den Betrag per Post!» Oder: «Ich nehme an, es wird Ihnen lieber sein, wenn ich Ihnen das Honorar per Mandat schicke?» Oder er steckt ihm stillschweigend eine Note so von hinten über die Schulter in die vordere Rocktasche und winkt sofort ab, wenn Ferdinand ein Dankeswort murmeln will. Oder aber der Kassier kommt mit einem Halbdutzend vorständlicher Mitglieder auf den Referenten zugeschritten, zückt ohne jegliche Diskretion die Brieftasche und verkündet laut und deutlich: «So Herr Ferdinand, nun kommt die Hauptsache! Hier ist das Geld und hier unterschreiben Sie bitte! Es knittert die Note, es klingelt der Taler. Und jeder denkt: «In zwei Stunden soviel verdient! Macht pro Tag 12 mal soviel, per Jahr 365 mal soviel! Der Kerl wird ja Millionär!»

*

Einmal war Ferdinand verliebt. Das kann passieren, und ein Gelehrter hat diesen Zustand als die angenehmste Form einer Geisteskrankheit bezeichnet. Sie war Sekretärin in irgendeinem Büro, was ihn wenig interessierte; er sah die Holde täglich auf der selben Tram-

insel, worauf man mit dem Tram stillere Quartiere aufsuchte. Ueber die Einkommensverhältnisse eines angehenden Schriftstellers schien sie die seltsamsten, beinahe fürstliche Vorstellungen zu haben.

Um sie nicht zu enttäuschen, begann Ferdinand einem Verlag das ausstehende Buchhonorar von 1000 Franken in gebührende Erinnerung zu rufen. Zweimal, dann mehrfach. Sofort! Sofort! schrieb der Verlag zurück.

Dann kam ein Brief der Teuren: «... und habe ich die Stelle gewechselt in den Dir bekannten Humoriaverlag, wo ich auch in Deine Korrespondenz mit dem Verlag Einsicht nehmen konnte, resp. in Deine Einkommensverhältnisse. Sie werden es mir deshalb nicht übelnehmen dürfen, wenn ich mich leider gezwungen sehe, usw.» Als NB. war beigegeben: «Und will Ihnen noch mitteilen, daß ich mich gestern Sonntag mit Herrn Dr. M. Schnurzenbächler verlobt habe.» – Ferdinand kaufte sich einen Revolver, ging wie der Freischütz in den Wald, schoß drei Kugeln in einen Buchenbaum mit eingekratzen Buchstaben, ging heim und war geheilt.

Ein Vierteljahr hernach erhielt er aus dem Konkurs des Humoriaverlages einen Verlustschein und Fr. 32.55 bar.

*

Ein Verlag schuldete ihm 300 Franken. Es wird telefoniert, der Chef ist im Ausland, man wartet, er ist an einer Konferenz, man wartet, er ist momentan unabkömmlich, man wartet, er hat die Grippe usw. Das Telefonfräulein ist offenbar genau instruiert, wenn dieser unverbesserliche Mensch wieder am Apparat hängt.

So fuhr denn Ferdinand eines schönen Tages mit seinem braunen Lederköfferchen in die bewußte Stadt, begann in der bewußten Buchhandlung Bücher auszulesen, erst zur Genugtuung des Ladenfräuleins, dann zu ihrer steigenden Beunruhigung und schließlich zum hellen Entsetzen, denn der Mann, der nun das Köfferchen vollgestopft hatte, sagte lediglich: «Macht total 300 Franken.» Es rief den Chef. Diesmal war er nicht abwesend. Ferdinand rechnete ihm vor, daß er bei der Berechnung des Verkaufspreises noch ein hübsches Geschäft mache. Dann ging er mit dem Köfferchen zum Laden hinaus. Fertig.

Ein dramatisch beflissener Männerchor hatte Ferdinand (weitbekanntes und ausgezeichnetes, wie er sagte) Lustspiel «Rosa und der schwarze Hund» an drei Abenden samt einer ausverkauften Kindervorstellung aufgeführt, der Autor hatte Wind von der Sache bekommen und ersuchte den singenden Verein um Bezahlung der Aufführungsgebühr für das schwarz gespielte Wunderstück. Daraufhin kam ein mehr als entrüstetes Schreiben: «... und sind wir tatsächlich mehr als nur befremdet von einem derartig schoflen Vorgehen gegen uns, nachdem wir in den letzten vier Jahren immer Stücke von Ihnen aufgeführt haben, ohne jemals mit einer sog. «Aufführungsgebühr» behelligt zu werden, müssen wir Ihre heurige Forderung als eine unqualifizierbare Bauernfängerei und nichts anderes bezeichnen.» Das Betreibungsamt war gezwungen, die Sänger darüber aufzuklären. «Geld stinkt nicht!» Oder haben Sie jemals in einem unserer Bankpaläste einen diesbezüglichen üblichen Geruch verspürt?

Kaspar Freuler